



HAL
open science

Ähnlichkeit als Strategie der Entdramatisierung

Nicole Colin

► **To cite this version:**

Nicole Colin. Ähnlichkeit als Strategie der Entdramatisierung. Cahiers d'études germaniques, 2023, 84, pp.169 - 182. 10.4000/ceg.18055 . hal-04417399

HAL Id: hal-04417399

<https://amu.hal.science/hal-04417399v1>

Submitted on 25 Jan 2024

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Copyright

Ähnlichkeit als Strategie der Entdramatisierung

Katja Lange-Müllers Rückblicke auf Ost- und Westberlin

La similitude comme stratégie de dédramatisation

les rétrospectives de Katja Lange-Müller sur Berlin-Est et Berlin-Ouest

Similarity as a Strategy of De-dramatization: Katja Lange-Müller's

Retrospectives on East and West Berlin

Nicole Colin



Édition électronique

URL : <https://journals.openedition.org/ceg/18055>

DOI : 10.4000/ceg.18055

ISSN : 2605-8359

Éditeur

Presses Universitaires de Provence

Édition imprimée

Date de publication : 28 mars 2023

Pagination : 169-182

ISBN : 979-10-320-0449-4

ISSN : 0751-4239

Ce document vous est offert par Aix-Marseille Université (AMU)



Référence électronique

Nicole Colin, „Ähnlichkeit als Strategie der Entdramatisierung“, *Cahiers d'Études Germaniques* [Online], 84 | 2023, Online erschienen am: 01 Januar 2024, abgerufen am 25 Januar 2024. URL: <http://journals.openedition.org/ceg/18055> ; DOI: <https://doi.org/10.4000/ceg.18055>

Der Text und alle anderen Elemente (Abbildungen, importierte Anhänge) sind „Alle Rechte vorbehalten“, sofern nicht anders angegeben.

Ähnlichkeit als Strategie der Entdramatisierung

Katja Lange-Müllers Rückblicke auf Ost- und Westberlin

Nicole COLIN

Aix-Marseille Université, ÉCHANGES (EA 4236), Aix-en-Provence, France

Ein eigentümliches Gefühl von Nähe und Schicksal, das die Getränke gewiß verstärkten, erfaßte uns.

Auch mehr als 30 Jahre nach der Wiedervereinigung ist die „Mauer in den Köpfen“¹ erstaunlich präsent und es erscheint rückblickend naheliegend, die fortdauernd spannungsreichen Wechselbeziehungen zwischen den beiden Teilen Deutschlands als Folge eines gesellschaftlich sowie politisch wenig vorbereiteten Zusammentreffens bzw. *clashes*² zweier Kulturen zu bezeichnen. Neben den bekannten ideologischen, politischen und ökonomischen Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland erscheint in diesem Zusammenhang insbesondere die Frage der unterschiedlichen Lebensstile von zentraler Bedeutung, insofern diese als sichtbare Oberfläche der jeweiligen Weltanschauung in inter- bzw. transkulturellen Kontexten oft Auslöser von Konflikten bilden. Während ab dem Ende der 1960er Jahre auch in bestimmten Bevölkerungsgruppen im Westen kommunistische oder sozialistische Ideen durchaus in Mode kamen, erfolgte die Weiterentwicklung des Lifestyles durch die nachwachsenden Generationen traditionell immer nur in die Richtung einer ‚Verwestlichung‘. Bereits lange vor dem Mauerfall eiferte die Ost-Jugend dem westlichen Lebensstil nach – gleich ob es um Musik, Mode oder Konsumgüter ging.³ Umgekehrt war das Interesse hingegen gering, um nicht zu sagen inexistent: Selbst politisch links stehende Jugendliche in der Bundesrepublik träumten nicht von einem Leben in der

-
1. Vgl. hierzu beispielsweise Susanne Pickel, Gerd Pickel, „30 Jahre Mauerfall – 30 Jahre Mauer in den Köpfen?“, *regierungsforschung.de*, 22. April 2020, [<https://regierungsforschung.de/30-jahre-mauerfall-30-jahre-mauer-in-den-koepfen/>], Stand: 10. Juli 2021.
 2. Um den nun seit 25 Jahren die Theoriebildung beeinflussenden Begriff Huntingtons zu bemühen, vgl. Samuel P. Huntington, *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, München, Goldmann, 2002.
 3. Vgl. u.a. Jana Hensel, *Zonenkinder*, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Verlag, 2002; Claudia Rusch, *Meine Freie Deutsche Jugend*, Frankfurt a.M., S. Fischer Verlag, 2003; oder auch der Film *Die Sonnenallee* (Deutschland 1999, Regie: Leander Hausmann).

DDR. Nach der Wiedervereinigung wurde dieser hegemoniale westdeutsche Lifestyle-Diskurs festgeschrieben und gleichzeitig die negativ konnotierten Vorstellungsmuster vom SED-Staat auf alle ostdeutschen Lebensformen projiziert – ein Phänomen, das in neuerer Zeit unter dem Schlagwort der Ostkolonialisierung auch in historischer Dimension diskutiert wird.⁴

So einleuchtend dieser Befund erscheint, birgt er in methodischer Hinsicht allerdings Probleme, insbesondere aufgrund der prägnanten binären Orientierung des Theorieansatzes, die im Kontext von inter- oder transkulturellen Studien bereits seit längerem hinterfragt wird, da sie es nicht erlaubt, den Konflikt als produktive Form eines notwendigen Aushandlungsprozesses zu lesen. Wie in anderen Problemfeldern scheint die Fokussierung der Gegensätze Ost-West jedenfalls wenig tauglich, kulturelle Divergenzen auszugleichen und die real existierenden Folgen des deutsch-deutschen Zusammenpralls der beiden Welten zu überwinden.

Grundsätzlich betrachtet liegt das Problem darin begründet, dass die Kategorie der Alterität ein Denken in Gegensätzen und der Ab- bzw. Ausgrenzung begünstigt. Als Grundlage der eigenen Identitätskonstruktion affirmiert das binäre Ost-West-System eine Verfestigung von hetero- und/ oder autostereotypen Darstellungen, die wiederum dem Ziel einer Annäherung im Wege stehen, da aus dieser Perspektive die Forderung nach Gleichbehandlung und Chancengleichheit eine Wahrnehmung und Bezeichnung der Anderen *als Andere* voraussetzt. Selbst in Theorien, welche die jeweils betroffenen kulturellen Einheiten als offen und veränderbar definieren und ihren hybriden Charakter unterstreichen, wird daher letztlich, wie Albert Koschorke hervorhebt, prinzipiell eigentlich „nur die Gewichtung innerhalb von mächtigen Dichotomien um[ge] kehrt“, während „das dichotomische Schema an sich unangetastet“⁵ bleibt. Der in den gesellschaftlichen Debatten immer wieder behauptete Gegensatz zwischen Ost- und Westdeutschland kann insofern fast als eine Ursache des Konfliktes selbst bezeichnet werden. Unausgesprochen lebt hier als eine Art Nachhall die überwunden geglaubte Systemkonkurrenz des Kalten Krieges fort und fordert eine Positionierung, die individuell durch andere Zugehörigkeiten (wie Alter, Geschlecht oder soziale Herkunft) freilich in der Regel nicht bestätigt wird.

Dem dichotomischen Denken entgegengesetzt, bietet hier – wie auch in anderen inter- bzw. transkulturellen Kontexten – das kulturtheoretische

-
4. Vgl. z.B. Christoph Kienemann, *Der koloniale Blick gen Osten. Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreiches von 1871*, Paderborn/ München/ Wien/ Zürich, Ferdinand Schöningh, 2018. Im April 2019 organisierte der Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands eine Tagung zum Thema *Kolonie Ost? Aspekte von ‚Kolonialisierung‘ in Ostdeutschland seit 1990*, [<https://www.historikerverband.de/mitteilungen/mitteilungs-details/article/tagung-kolonie-ost-aspekte-von-kolonialisierung-in-ostdeutschland-seit-1990.html>], Stand: 25. Juli 2021. Auch in der öffentlichen Debatte ist das Thema angekommen, vgl. Valerie Schönian, „Wer das Sagen hat“, in *Die Zeit*, 15. April 2019, [<https://www.zeit.de/2019/16/ostdeutschland-kolonialisierung-migration-stereotype-benachteiligung>], Stand: 25. Juli 2021.
 5. Albrecht Koschorke: „Ähnlichkeit. Valenzen eines post-postkolonialen Konzepts“, in Anil Bhatti, Dorothee Kimmich (Hrsg.), *Ähnlichkeit. Ein Kulturtheoretisches Paradigma*, Konstanz, Konstanz University Press, 2015, S. 35-45, hier S. 35.

Konzept der Ähnlichkeit eine produktive Alternative.⁶ Dieses zielt, wie Dorothee Kimmich erklärt, keinesfalls auf eine „Harmonisierung oder Nivellierung von Unterschieden“, sondern besitzt vielmehr „ein subversives Potential“, das es ermöglicht, „postulierte Antagonismen [...] als Ideologie [zu] entlarven“.⁷ Im Blick auf das in Gegensätzen schlummernde Konfliktpotenzial, kann Ähnlichkeit, Albrecht Koschorke folgend, zudem als eine „Kategorie der Entdramatisierung“⁸ verstanden werden, was gerade für die deutsche Ost-West-Konfrontation vielversprechend erscheint.

Unter den literarischen Werken, die eine solche Perspektivierung der Ähnlichkeit ermöglichen, sticht die Prosa von Katja Lange-Müller hervor. Bereits auf den ersten Blick fällt auf, dass die 1984 in die Bundesrepublik übergesiedelte Schriftstellerin in ihren Werken eine Perspektive wählt, die auf eine Profilierung typischer Ost-West-Konfrontationen weitgehend verzichtet und sich so auch wesentlich von einer verzweifelt-zerrissenen Position unterscheidet, wie wir sie beispielsweise von Thomas Brasch oder Monika Maron kennen.⁹ In Rückgriff auf die von Otmar Ette geprägte Idee einer Literatur „ohne festen Wohnsitz“ sowie Wolfgang Welschs Definition des Begriffs der „Transkulturalität“¹⁰ attestiert Linda Karlsson Hammarfelt Katja Lange-Müller daher eine spezifische Form des „transitorischen Schreibens“, das vor allem Zwischen- und Grenzräume erforscht¹¹, wenngleich ihre Studie allgemein betrachtet allerdings der gängigen Ost-West-Gegenüberstellung verhaftet bleibt.

Im Gegensatz hierzu soll im Folgenden versucht werden, anhand einer genauen Lektüre und Textanalyse von zwei Werken Katja Lange-Müllers – *Die Letzten: Aufzeichnungen aus Udo Posbichs Druckerei* (2000) und *Böse Schafe* (2007) – mögliche Ähnlichkeiten beider Welten zu erkunden. Ausgegangen werden soll dabei von der Hypothese, dass die stark autobiographisch eingefärbten Prosatexte einen unsentimental sentimental Rückblick auf West- und Ostberlin als zwei Seiten ein und derselben Medaille werfen, die als Teil einer *gemeinsamen* Erinnerung an die untergegangene geteilte Stadt verstanden werden muss. Wie Katja Lange-Müller in einem Interview unterstreicht, sind für sie die beiden Teile Berlins letztlich „vergleichbar [...] mit einer Schachtel Pralines: auf der einen Seite liegen die golden eingewickelten, auf der anderen

6. Vgl. Bhatti, Kimmich, *Ähnlichkeit* sowie Iulia Patrut, Reto Rössler: *Ähnlichkeit um 1800. Konturen eines literatur- und kulturtheoretischen Paradigmas am Beginn der Moderne*, Bielefeld, Aisthesis, 2019.

7. Dorothee Kimmich, „Ähnlichkeit in der Wissensgeschichte“, in Bhatti, Kimmich, *Ähnlichkeit*, S. 15.

8. Koschorke, „Ähnlichkeit“, S. 35.

9. Vgl. hierzu z.B. die Beiträge von Florence Baillet und Catherine Teissier in der vorliegenden Publikation.

10. Vgl. Linda Karlsson Hammarfelt, *Praktiken im Zwischenraum. Transitorisches Schreiben bei Katja Lange-Müller*, München, Iudicium Verlag, 2012, S. 15.

11. Vgl. *ibid.*, S. 17.

Seite die nackten – und wenn man die golden Eingewickelten auswickelt, sehen die genauso aus wie die Nackten. Es ist also erkennbar *eine* Stadt...“¹²

Wurden Erzählung und Roman bisher als zwei getrennte Werke untersucht bzw. verglichen¹³, sollen sie im Folgenden als ein zusammenhängender Text bzw. zwei Kapitel des gleichen Narratives verstanden werden. Hierfür werden die beiden Geschichten nach einer kurzen Beschreibung ihrer strukturellen Vernetzung auf Grundlage ihrer formalen und inhaltlichen Ähnlichkeiten interpretiert und in Dialog zueinander gesetzt. Im Mittelpunkt steht dabei die offensichtliche Ähnlichkeit der Lebensstile. Abschließend ist der Frage nachzugehen, welche Vorteile diese Herangehensweise bietet und ob sie der gesellschaftlich virulenten Herausforderung der Konstruktion einer zukünftigen kollektiven deutsch-deutschen Erinnerung Impulse liefern kann.

Die letzten bösen Schafe

Die Erzählung *Die Letzten* besteht aus zwei Teilen und fünf Kapiteln: In den ersten beiden Kapiteln lernen wir einige Angestellte der Druckerei und deren skurrile Lebensgeschichten kennen. Die in vielfacher Hinsicht ungeschickte Ich-Erzählerin Püppi findet kein wirkliches Glück in der Liebe; Rauchen und Trinken sind die einzigen Aspekte, die das Leben halbwegs erträglich erscheinen lassen. In dieses dumpfe Universum dringt im dritten Kapitel die Volkspolizei, da der Chef der Druckerei in den Westen geflohen ist. Der Betrieb wird geschlossen und alle Mitarbeiter werden entlassen.

Der 2. Teil der Erzählung beginnt mit dem IV. Kapitel nach einem Zeitsprung von mehr als zehn Jahren. Nun erfahren wir den angeblich ‚richtigen‘ Namen der Erzählerin: Marita Schneider (alias Püppi) ist inzwischen in den Westen übergesiedelt und eine bekannte Schriftstellerin geworden, als sie von dem verschollen geglaubten Posbich alias Paschke drei Briefe erhält, welche kommentarlos abgedruckt werden. Diese erklären die ‚wahre‘ Geschichte des ehemals bei Posbich arbeitenden Druckers Willy alias Heinz Grünebaum, der sich unbemerkt darin perfektioniert hatte, die Wortzwischenräume auf den Druckplatten so zu manipulieren, dass aus dem fertigen Text weiße Buchstaben herausleuchten. Nutzlose Leerstellen werden auf diese Weise mit Sinn gefüllt und die objektiven Wortzwischenräume avancieren zu subjektiven geistigen

12. N.N., „Schreiben ist manchmal wie zivilisiertes Kotzen.“ Interview mit Katja Lange-Müller“, *Kritische Ausgabe* 2006/07, [<http://www.kritische-ausgabe.de/hefte/verbrechen/langemueller.pdf>], Stand: 18. Juli 2021, S. 76.

13. Das gilt insbesondere für Elizabeth Priester Steding, „The Role of the Outsider in Katja Lange-Müller’s ‚Die Letzten‘ and ‚Böse Schafe‘“, *Rocky Mountain Review*, Bd. 64, Nr. 2, Herbst 2010, S. 170–184, [<https://www.jstor.org/stable/29765443>], Stand: 18. Juli 2021, aber auch für Linda Karlsson Hammarfelt sowie Daniel Sichs Studie *Aus der Staatsgegnerschaft entlassen. Katja Lange-Müller und das Problem humoristischer Schreibweisen in der ostdeutschen Literatur der neunziger Jahre*, Frankfurt a.M., Lang, 2003.

Freiräumen.¹⁴ Dabei benutzt der Drucker diese Satztechnik allerdings nicht als subversive Waffe im totalitären Zensursystem der DDR, um über die Zwischentexte brisante politische Inhalte zu verbreiten. Sie dient ihm lediglich als persönliches ‚Ventil‘ für seine bodenlose Wut und tiefe Verzweiflung über sein trostloses Zusammenleben mit seiner starrsinnigen, hartherzigen Mutter.

Das IV. Kapitel bildet im Blick auf die narrative Struktur der Erzählung deren eigentliches Herzstück: Als Epilog und gleichzeitig Rahmenhaltung konstruiert, transformiert es die ersten drei Teile zu einer Geschichte in der Geschichte; die vorgeblich realistische Darstellungsweise entpuppt sich als kaschierte Form eines unsicheren Erzählens. Zudem erzeugen die Namensänderungen ein doppelbödiges Verwirrspiel, das im fünften und letzten Kapitel noch verdichtet wird: Hier setzt die Ich-Erzählerin einen Finderlohn auf Willys ultimatives Drucksatz-Meisterwerk, den *Zauberberg* von Thomas Mann, aus, das sie im Zug verloren hat, weil sie es unbedingt ihrem Freund Harry (einem ehemaligen Buchdrucker) zeigen will. Es handelt sich um eine Art Post-Epilog, der gleichzeitig als Vorschau auf den Roman *Böse Schafe* gelesen werden kann.

Dieser spielt rund zehn Jahre später auf der anderen Seite der Mauer, in Westberlin, und wie in *Die Letzten* geht es um einen Verlust. Die Geschichte wird aus der Perspektive der Ich-Erzählerin Soja alias Mausepuppe mehr oder weniger chronologisch in Form eines Liebesbriefes erzählt, den die DDR-Dissidentin und Blumenverkäuferin ihrem Freund Harry nach dessen Tod schreibt. Der Roman setzt mit dem Kennenlernen der beiden ein. Der ehemalige Buchdrucker und frisch aus dem Knast entlassene Junkie Harry wird polizeilich gesucht, weil er gegen die Bewährungsaufgaben verstoßen hat. Dank Sojas Unterstützung darf er schließlich an einem extravaganten Entziehungsprogramm teilnehmen, in dem freiwillige Helfer die Heroinabhängigen 24 Stunden am Tag beaufsichtigen, um diese vor einer Einweisung in eine Klinik bzw. dem Gefängnis zu bewahren.¹⁵ Aber Harry ist nicht nur heroinabhängig, was man, zumindest theoretisch, hätte in den Griff bekommen können, sondern auch HIV-positiv: ein sicheres Todesurteil in den 1980er Jahren. Und so begleiten wir Harry aus der Perspektive von Soja auf seinen letzten Metern.

Autofiktionen

Bereits die Figurenkonstellation in beiden Texten verzichtet auf eine dichotomische Ost-West-Perspektivierung und lässt stattdessen das Prinzip der Ähnlichkeit in den Vordergrund treten. So wie der Junkie Harry in *Böse Schafe* als ehemaliger Drucker Assoziationen an den am Ende der Erzählung *Die Letzten* auftauchenden Freund von Marita Schneider weckt, erinnert die ungeschickte Blumenhändlerin Soja alias Mausepuppe in auffälliger Weise an die Setzerin und Schriftstellerin

14. Vgl. hierzu Katharina Grätz, „Rückblicke auf Strategien des verdeckten Schreibens in Romanen von Katja Lange-Müller und Monika Maron“, *Seminar: A Journal of Germanic Studies*, Bd. 43, Nr. 2, 20. Juni 2007 [<https://doi.org/10.3138/seminar.43.2.194>], Stand: 18. Juli 2021, S. 194–205.

15. Vgl. Lange-Müller, *Böse Schafe*, Köln, Kiepenheuer & Witsch, 2007, S. 60.

Marita Schneider bzw. Püppi, die Blumen liebt aber privat wie beruflich keinen Erfolg hat. Beide Ich-Erzählerinnen tragen gleichermaßen deutliche Züge der aus Ost-Berlin stammenden gelernten linkshändigen Druckerin Katja Lange-Müller selbst,¹⁶ Tochter einer hohen DDR-Funktionärin, die zeitweise auch als Hilfskrankenschwester in der Psychiatrie arbeitete.¹⁷

Die autobiographische Dimension der Texte besitzt aber auch für die durch Ähnlichkeiten gekennzeichnete Beschreibung der beiden Teile Berlins eine zentrale Bedeutung. So wurde Katja Lange-Müllers Wahrnehmung, eigenen Aussagen zufolge, nachhaltig durch ein Praktikum geprägt, das sie nach ihrer Ausbildung in der Mongolei absolvieren musste, da die Erfahrung der Fremdheit in einem unbekanntem kulturellen Kontext sie für die deutsch-deutschen Gemeinsamkeiten sensibilisiert hat:

Mit so einem Hintergrund fallen einem erst mal nicht die Unterschiede zwischen Ost und West auf, sondern, dass man wieder in seiner Stadt ist. [...] Es stimmte erst mal optisch alles, die Traufhöhe, die Straßenbreite, das war erkennbar meine Stadt. [...] Da waren derselbe graue Rauputz, hier und da noch die Einschusslöcher und die schwarz gestrichenen Brandschutzmauern aus dem Krieg.¹⁸

Die in den Westen übergesiedelte Dissidentin Soja bestätigt diese Erfahrung in *Böse Schafe*: „Seit ich, die Topographie des Ostteils im Gedächtnis, durch den Westteil Berlins laufe, weiß ich, diese Stadt ist tatsächlich *eine*, die auf beiden Seiten übriggebliebenen Häuser ähneln einander genauso wie die nach dem Krieg hinzugekommenen.“¹⁹ Auch die Teilung Deutschlands und der Mauerbau konnten die Gemeinsamkeiten nicht zum Verschwinden bringen. Im Gegenteil seien, so Katja Lange-Müller, gerade in den 1980er Jahren die Ähnlichkeiten immer deutlicher geworden. Das betrifft nicht nur die Stadt als geographische Einheit: „[D]as Image des späten West-Berlin in seiner dekadenten Phase war nicht sonderlich gut. Zu Recht. So ähnlich, wie Ost-Berlin von allen neidisch und scheel betrachtet wurde, ging es West-Berlin auch: Denen wird alles vorne und hinten reingesteckt.“²⁰

Über die Hinweise auf städtebauliche und strukturelle Ähnlichkeiten der beiden Teile Berlins hinaus existieren aber auch deutliche Parallelen hinsichtlich des Lebensgefühls und der Lebensart der Protagonist*innen im Osten und Westen Deutschlands. So erklärt die aus dem Osten übergesiedelte Soja, ihr Freund Harry sei „ungefähr das, was [sie] auch geworden wäre, wenn es dem Schicksal gefallen hätte, mich als Knaben zur Welt kommen lassen – und in jenem vergleichsweise kleinen Teil davon, den ich, hätte er nicht zum ‚Feindlichen

16. Vgl. hierzu auch Priester Steding, „The Role of the Outsider“, S. 172-175.

17. Vgl. Corinna Blattmann, „Lange-Müller, Katja“, *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, [<http://www.munzinger.de/document/16000000637>], Stand: 19. März 2021.

18. N.N., „Dass ich nicht im Knast gelandet bin...: Interview mit Katja Lange-Müller“, *Der Tagesspiegel*, 4. November 2007, [<https://web.archive.org/web/20071104023942/http://www.tagesspiegel.de/zeitung/Sonntag-Katja-Lange-Mueller;art2566,2412721>], Stand: 18. Juli 2021.

19. Lange-Müller, *Böse Schafe*, S. 96.

20. N.N., „Dass ich nicht im Knast gelandet bin...“.

politischen System' gehört, unseren hätte nennen können – oder einfach Berlin“²¹. Selbst die Tatsache, dass Harry im Gefängnis gewesen war, wird von Soja als Gemeinsamkeit dargestellt: „weil ich, obwohl ich drüben mehrfach bei kleineren und größeren Schweinereien erwischt worden war, im Unterschied zu dir dank mütterlicher Macht um das wirkliche, das nicht bloß DDR genannte Gefängnis herumgekommen war“²². Diese „mütterliche Macht“ trägt ebenfalls deutlich autobiographische Züge und spielt ganz offensichtlich auf Katja-Lange Müllers Mutter an, eine hohe Staatsfunktionärin, zu der die Autorin, vergleichbar mit Sonja, ein überaus „schwieriges Verhältnis hatte“²³: „Sie hielt mich für missraten, ich sie für herzlos.“²⁴ Doch die Position der Mutter hat auch Vorteile. Als die Ich-Erzählerin von der Polizei auf einem Bahnsteig aufgegriffen wird, avanciert die Mutter zum Schutzschild: „Nun ratet mal, wer meine Mutter ist. Alma Krüger heißt die. Genossin Krüger, zweiter Sekretär der Bezirksparteileitung, falls hier einer ne Eselsbrücke braucht. Und jetzt Pfoten weg, oder ihr kriegt den Ärger.“²⁵ Darüber hinaus kann die Figur der Mutter, die auch in *Die Letzten* im Blick für die Geschichte von Willy bzw. Heinz Grünbaum von zentraler Bedeutung ist, als Personifizierung des DDR-Staates als ‚Fürsorgediktatur‘ gelesen werden, der seine Bürger drangsaliert.

Ost-westliche Lebensarten

Die sich in der Figurenkonstellation und den beiden Ich-Erzählerinnen spiegelnde Ähnlichkeit und Nähe der beiden Welten wird auf formaler Ebene durch die zeitlich distanzierte narrative Perspektive verstärkt. Es handelt sich in gewisser Weise um eine Annäherung durch Entfernung: In beiden Fällen werden die Geschichten als Rückblick aus einer größeren Distanz erzählt, die mit den lebensgeschichtlichen Erfahrungen der Autorin selbst korreliert, wie Lange-Müller erklärt. *Die Letzten* spielt am Ende der 1970er Jahre in der DDR, *Böse Schafe* in der 2. Hälfte der 1980er Jahre: „Ich musste noch einmal schreibend in jene Zeit zurück, als ich stiften gegangen bin – wie ein Täter, der zum Tatort zurückkehrt.“²⁶ Die mit autobiographischen Elementen getränkte Beschreibung des Lebens in beiden Teilen Deutschlands basiert also nicht auf einer von der Autorin erst kurz zuvor gemachten Erfahrung, sondern repräsentiert eine über Jahre gereifte Erzählung²⁷, was – ganz im Sinne einer „Entdramatisierung“ – den

21. Lange-Müller, *Böse Schafe*, S. 27f.

22. *Ibid.*, S. 48.

23. *Ibid.*, S. 96.

24. *Ibid.*

25. *Ibid.*, S. 97.

26. Volker Hage, „Deutsche Literatur. Liebe im Gästehaus der DDR“, *Der Spiegel*, 16. Oktober 2000, s. hierzu auch Daniel Sich, „Die DDR als Absurditätenshow. Vom Schreiben nach der Wende, *Glossen* 21, 2005.

27. Die Formulierung zitiert Asal Dardan, die dies für sich selber in einem anderen transkulturellen Kontext konstatiert, vgl. Asal Dardan, *Betrachtungen einer Barbarin*, Hamburg, Hoffmann und Campe, 2021.

Geschehnissen die Unmittelbarkeit und damit auch einen Teil ihrer tatsächlichen Tragik nimmt. Die Erinnerungsperspektive lässt viele Details zugunsten einer verschwommenen atmosphärischen Beschreibung in den Hintergrund treten, was wiederum die Ähnlichkeit der Lebensstile und den gemeinsamen Zeitgeist akzentuiert. Die historische Perspektive fungiert aber nicht nur – ganz im Sinne der vagen, approximativen Kategorie der Ähnlichkeit²⁸ – als Weichzeichner, sondern ermöglicht es gleichzeitig auch, die Erzählobjekte aus zeitlicher Entfernung genauer zu erfassen und die Lebensweisen auf beiden Seiten der Mauer unter einem Generationenaspekt zu betrachten. Gesellschaftliche und politische Zustände und ggf. Unterschiede werden kaum thematisiert und erscheinen vor dem Hintergrund des in vielen Punkten gar nicht so verschiedenen alltäglichen Lebens in Ost und West unscharf.

Auf beiden Seiten der Mauer herrscht gleichermaßen die Atmosphäre einer Art fröhlicher *Tristesse royale*, die sich nur mithilfe regelmäßiger Besäufnisse oder Drogen, Sex sowie eines erhöhten Nikotinkonsums ertragen lässt. Unterschiede sind eigentlich nur hinsichtlich der Art und Namen der alkoholischen Getränke zu konstatieren, deren ‚Genuss‘ Katja Lange-Müller detailverliebt schildert, die Grundstimmung ähnelt sich hingegen stark. So verbringt beispielsweise die Ich-Erzählerin Püppi in *Die Letzten* ihre Wochenenden mit zwei Flaschen „Kreuz des Südens“ im Bett; ihr Einstand mit den Kollegen in der „Waldschänke“ bei Bier und Schnaps endet schließlich in der Wohnung von Fritz mit einer halben Flasche Weinbrand der Marke „Goldkrone“; beschrieben wird auch der Verzehr eines „süße[n] rumänische[n] Gesöff[s] namens ‚Mirfatlar‘“ (das die Protagonistin „nach dem dritten Glas ‚Murrfalter‘“ nennt) in der Gaststätte „Wein-ABC“.²⁹ Auf der anderen Seite der Mauer wacht Soja regelmäßig mit einem „schweren Kater“³⁰ auf und leert in schlaflosen Nächten problemlos drei Flaschen Weißwein.³¹ Ihre Zeit mit Harry verläuft zunächst „ganz gut“:

Wir lebten von meinem Arbeitslosengeld und dem Teil der schwarz verdienten Blumenkohle. [...] Sobald wir [...] zu zweit waren, schauten wir fern, hörten Merlenes Platten oder lagen still im Dunkeln [...]. Und spätestens bei der dritten Flasche griff ich nach deinem Schwanz, von dem ich ja glaubte, er gehöre mir.³²

Die detailliert beschriebenen Trinkgelage und Rauchgewohnheiten vernebeln aber nicht nur das Wahrnehmungsvermögen der Protagonisten, sondern entschärfen auch die Unterscheidungsfähigkeit des Rezipienten; die vermeintlichen Ost-West-Gegensätze lösen sich gewissermaßen im Rau(s)ch auf.

28. Vgl. Dorothee Kimmich, *Ins Ungefähre. Ähnlichkeit und Moderne*, Konstanz, Konstanz University Press, 2017, S. 10.

29. Vgl. Lange-Müller, *Die Letzten*, S. 46.

30. Lange-Müller, *Böse Schafe*, S. 42.

31. Vgl. *ibid.*, S. 65.

32. *Ibid.*, S. 83.

Dem Untergang geweiht: Protokolle des Scheiterns

Gemeinsamkeit zwischen Ost und West in beiden Texten stiftet letztlich auch der vereinende Blick auf die Außenseiter der Gesellschaft:³³ Während sich in *Die Letzten* in dem Biotop einer kleinen privaten Druckerei in Ostberlin am Ende der 1970er Jahre zufällig einige am äußersten Rande der DDR-Gesellschaft stehende Angestellte mit äußerst skurrilen Schicksalen zusammenfinden, steht in *Böse Schafe* eine heroinabhängige, kleinkriminelle und HIV-infizierte Außenseiterfigur der alternativen Szene im Westberlin der 1980er Jahre im Fokus. Da es sich im Blick auf die zentralen Themen Republikflucht und HIV-Problematik gleichzeitig aber auch um emblematische Schicksale handelt, rutschen die Marginalisierten in Ost und West gewissermaßen vom Rand in die Mitte und bilden als Schnittmenge zwischen beiden Polen ein verbindendes Element der eigentlich räumlich und politisch streng getrennten Lebenswelten. In diesem Sinne handelt es sich hier weniger um die Beschreibung eines Übergangs von Ost nach West³⁴, als vielmehr um die Sichtbarmachung von subkutanen, aufgrund der systemischen Unterschiede unsichtbar gewordenen Gemeinsamkeiten.

Verstärkt wird dieser Eindruck indirekt durch erstaunlich viele Übereinstimmungen hinsichtlich der Eigenschaften, die diese Außenseiter in Ost und West gleichermaßen auszeichnen. Dazu gehört zunächst einmal ein offensichtlicher Mangel an körperlichem Kapital, der auf beiden Seiten der Mauer eine gesellschaftliche Abwertung zur Folge hat und im privaten wie beruflichen Kontext oft ins Scheitern führt: Das gilt nicht nur für Püppi und Soja aufgrund ihrer manuellen Ungeschicklichkeit als Linkshänderinnen, sondern auch für Püppis Arbeitskollegen Fritz, ein in ihren Augen durchaus anziehender Mann, der allerdings unter dem seltenen Phänomen eines „parasitären Zwillings“³⁵ leidet, von dessen Entdeckung er beim feuchtfrohlichen Einstand von Püppi in der Waldschänke einer Gruppe Frauen erzählt: „[...] die Röntgenbilder brachten die Wahrheit ans Licht [...]: Zwischen Steißbein und rechtem Hüftgelenk, hinter dem großen Streckmuskel, verborgen in der tiefsten Tiefe meines Beckens, trug ich seit meiner Geburt meinen Zwillingbruder mit mir herum.“³⁶

Für Fritz nimmt die ‚Begegnung‘ mit seinem embryonalen Bruder und dessen operative Entfernung entscheidenden Einfluss auf sein Lebensgefühl, wobei sein „gestörtes Verhältnis zur Zukunft“, wie Püppi konstatiert, letztlich wohl in seinem Bewusstsein über die Zufälligkeit des Daseins zu suchen ist, das in Verbindung mit dem Zwillingmotiv auch eine Reflexion über die Teilung Deutschlands bzw. die Ähnlichkeit der beiden Staaten darstellt. „Seit ich Otto habe oder los bin oder beides, denke ich jeden Tag, jede Stunde darüber nach, daß es genauso gut – für

33. Priester Steding bezieht dies in ihrem Artikel „The Role of the Outsider“ vor allem auf die Ich-Erzählerinnen, tatsächlich sind aber fast alle Figuren in beiden Texten Außenseiter.

34. Vgl. Karlsson Hammarfelt, *Praktiken im Zwischenraum*.

35. Lange-Müller, *Die Letzten*, S. 28.

36. *Ibid.*

ihn und schlecht für mich auch andersherum hätte kommen können.“³⁷ Auch der Ort, auf welcher Seite der Mauer man geboren wurde und lebt, ist letztlich völlig zufällig.³⁸

In den Augen der Anderen mutiert Fritz jedoch zum Monster. Angewidert verabschieden sich die Frauen in der Kneipe, nachdem er seine Geschichte erzählt hat: „Jetzt habe ich aber genug von deiner doofen Zwillingserie“, sagte [...] Irene.“³⁹ Püppis Versuch, sich ihm körperlich anzunähern, bleibt erfolglos: Fritz hat die Trennung von seinem unvollendeten Zwillingbruder, den er Otto, nennt, wie eine Art Fehlgeburt nach einer Schwangerschaft erlebt, die es ihm unmöglich macht, sich als Mann zu affirmieren. Psychisch stark lädiert, ist er impotent geworden: „Ach Püppi“, sagte er, ‚gib dir keine Mühe. Seit der Sache mit Otto ist Ruhe bei mir, wenn du verstehst, was ich meine.“⁴⁰

Auf der anderen Seite der Mauer durchlebt Harry eine ähnliche monströse Transformation. Der auf den ersten Blick sehr attraktive Mann verliert bereits durch seine Heroin-Sucht an körperlichem Kapital; als seine HIV-Infektion ans Licht kommt, wird seine Existenz schließlich vollends auf seine physischen Defekte reduziert. In seiner eigenen Gedankenwelt vermischen sich Heroinsucht und HIV-Infektion und er notiert in sein Heft:

Sterben zu müssen bei vollem Verstand, ist barbarisch, eine Zumutung. Mit Hero geht es sicher schneller, aber leichter eben auch. Wenn ich drauf bin, gibt es genug Trubel, fiesen und angenehmen, bin ich gezwungen, meinem Körper zu verschaffen, was er braucht, damit es meinem Kopf bessergeht, sind sie Komplizen, die der Hals nicht trennt, sondern verbindet.⁴¹

Ähnlich wie Fritz mutiert er in den Augen der anderen aufgrund der Krankheit zu einer monströsen, angsteinflößenden Erscheinung; einige der ehrenamtlichen Helfer im Suchtprogramm lehnen einen weiteren Kontakt zu Harry ab, nachdem sein Betreuer seine HIV-Infektion geoutet hat: „Hanna raffte ihre drei vollen Einkaufstüten und stürzte, wie vor ihr schon Christoph und Thomas, davon, ohne sich noch einmal umzusehen.“⁴² Als eine der wenigen, die nach diesem „elektrischen Schicksalsschlag“⁴³ zu ihm halten werden, zeigt sich aber auch die immer verständnisvolle Ich-Erzählerin überfordert: „Für das [...], was Joes Worte in mir auslösten, hatte ich keine, weder in jenen Tagen, die diesem einen folgten, noch später.“⁴⁴ Harrys HIV-Infektion ist ebenso unsichtbar wie Fritz' parasitärer Zwilling und macht in einer noch drastischeren Weise ein normales

37. *Ibid.*, S. 31.

38. Vgl. hierzu auch Katharina Gerstenberger, „Only the Wall Put a Stop to the Inflow of Monsters': Bodies and Borders in Post-Wall Berlin“, *Studies in 20th & 21st Century Literature*, Bd. 28, Nr. 1, Writing and Reading Berlin, 2004, [<https://doi.org/10.4148/2334-4415.1571>], Stand: 18. Juli 2021: „The twin's stunted growth and his inability to undergo any kind of development are perhaps symbolic of the GDR as a society of unrealized potential.“

39. Lange-Müller, *Die Letzten*, S. 29.

40. *Ibid.*, S. 33.

41. Lange-Müller, *Böse Schafe*, S. 106

42. *Ibid.*, S. 107.

43. *Ibid.*, S. 106.

44. *Ibid.*, S. 105.

Leben inklusive einer sexuellen Liebesbeziehung unmöglich. Während bei Fritz seine psychische Erschütterung eine Beziehung zu Püppi verhindert, lehnt Soja Sex mit Harry ab, nachdem sie von seiner Krankheit erfahren hat.

Die Anwesenheit des Abwesenden

Die Ähnlichkeiten der beschriebenen Situation auf beiden Seiten der Mauer werden dadurch verstärkt, dass alle Figuren nicht nur Außenseiter, sondern zudem auch solitäre Existenzen repräsentieren, die keine Beziehung zu spezifischen, gesellschaftlich marginalisierten Gruppen (z.B. zu politischen Dissidenten oder Hausbesetzern) unterhalten. Ihre individuellen, losen Verbindungen können jederzeit verändert oder aufgelöst werden. Selbst im Gefängnis ist Harry ein *outlaw*, der sich nicht einmal in die Gruppe der aus der Gesellschaft ausgestoßenen Verbrecher integrieren lässt: So hatte er sich, wie Soja schreibt, weil man ihn „für ‚Beschaffungsdelikte‘ und suchtbedingte Überfälle ‚kassiert‘ hätte, immer als Linken betrachtet und nicht als ‚Ganoven‘“⁴⁵.

Die fehlende Zugehörigkeit gibt den Protagonisten letztlich mehr Freiheit, da sie sich keiner Weltanschauung oder Lebensweise anpassen oder unterwerfen müssen; gleichzeitig erhöht dies aber auch das Unsicherheitspotenzial. Gleich ob im Osten oder Westen verschwinden Personen und tauchen unerwartet wieder auf – oder auch nicht. Das Motiv des Verschwindens wird in *Die Letzten* auf die Spitze getrieben: Zentral steht die für die Entwicklung der Geschichte bedeutsame ‚Republikflucht‘ des Druckereibesitzers Paschke, der erst wieder an anderem Ort im Epilog (Kapitel IV) in Erscheinung tritt, darüber hinaus gibt es zahlreiche andere Figuren, die unvermittelt ab- und (teilweise) wieder auftauchen: Die Protagonistin Püppi verschwindet in Kapitel IV, insofern sich ihre bisherige Identität als falsch erweist; Püppis Freundin Rita steht nach längerer Abwesenheit plötzlich und unerwartet vor der Tür und auch Püppis Kollege Manfred, der an einer „katatonen Schizophrenie“ leidet und eine innige Liebesbeziehung zu den von ihm beaufsichtigten Objekten unterhält, gleich ob es sich dabei um Betonmischmaschinen oder Druckerpressen handelt, ist in gewisser Weise ein Wiedergänger, der bereits an früherer Stelle der Geschichte eine Rolle spielt. Verschwunden bleibt hingegen der Drucker Willy, der nach Paschkes Flucht seine Arbeit in der Druckerei und damit auch den einzigen Schutzraum vor seiner herrschsüchtigen Mutter verloren und sich daraufhin ein halbes Jahr später heimlich in die Sowjetunion abgesetzt hatte.

Auch auf der anderen Seite der Mauer verschwinden Menschen. Während sich Soja und Harry auf dessen Tod als ultimativste Form des Verschwindens vorbereiten müssen, tauchen immer wieder Personen ab, ohne eine Lücke zu hinterlassen, wie zum Beispiel Harrys Freund Benno: „Keine Ahnung, wo der abgeblieben ist.“⁴⁶ In beiden Romanen stehen außerdem verschiedene Objekte

45. *Ibid.*, S. 87.

46. *Ibid.*, S. 41.

im Mittelpunkt, deren Existenz bedroht ist und die faktisch kurz vor dem Verschwinden stehen, ohne dass sich die Betroffenen dessen bewusst wären. Das gilt in *Die Letzten* zunächst konkret für die Druckerei, die bald geschlossen werden wird, darüber hinaus aber auch für den Bleidruck als Technik im Allgemeinen und damit auch den Beruf des Setzers bzw. der Setzerin, den die Autorin, beide Ich-Erzählerinnen und die zentralen Figuren – Püppis Kollegen in *Die Letzten* sowie Harry in *Böse Schafe* – erlernt haben.

Die Druckerei im Osten und Harry im Westen können als Symbole für die mit dem Fall der Mauer sang- und klanglos untergegangene Insel Berlin gelesen werden: Ihr Verschwinden kam ebenso überraschend wie die HIV-Epidemie und der Untergang des Bleidrucks und hatte für viele ebenfalls gravierende Auswirkungen.⁴⁷

Das Motiv des Verschwindens korrespondiert zudem mit der textuellen Leerstelle als Metapher, die in beiden Geschichten eine zentrale Rolle spielt: So sind es in *Die Letzten* die Buchstaben bzw. geheimen Botschaften, die der Setzer Willi kunstvoll mithilfe der leeren Räume zwischen den Wörtern entstehen lässt, was, wie Katharina Grätz anmerkt, als „Parabel [...] auf das literarische Kommunikationssystem der DDR“⁴⁸ gelesen werden kann. In *Böse Schafe* stellt hingegen die Erzählerin selbst die Leerstelle dar: So findet sie nach dem Tod ihrer großen Liebe Harrys Tagebuch mit genau 89 (!) Sätzen, in denen an keiner Stelle von ihr selber die Rede ist. Setzt man die beiden Leerstellen in Verbindung, verleiht dies den Texten insofern eine positive Wendung, als sie in beiden Fällen den Anlass und das Antriebsmoment dafür geben, vergessene Geschichten zu erzählen. Verstanden als Metaphern für die blinden Flecken in historischen Narrativen im Allgemeinen, schärfen die Lücken den Blick für das Unscheinbare: für abseitige, übersehene Einzelschicksale in Ost und West, die eine zwar teilweise von Nikotinrauch vernebelte, aber sehr wirklichkeitsnahe gemeinsame Erinnerung der deutsch-deutschen Vergangenheit ermöglichen.

Fazit: Der Rand als Mitte

Katja Lange-Müller nimmt in ihrem ironischen, zuweilen sarkastischen Rückblick auf die im Tsunami der geopolitischen Umwälzungen untergegangene geteilte Stadt Berlin eine überaus gelungene, subversive dritte Position ein, welche – insbesondere in der Beschreibung der verschiedenen Lebensstile auf beiden Seiten der Mauer – die Gegensätze deutlich relativiert. Ohne die real existierenden Probleme zu verharmlosen, ermöglicht die durch Ähnlichkeiten geprägte Darstellung der beiden Teile Berlins eine geradezu wohltuende Entideologisierung sowie Entdramatisierung der üblichen Ost-West-Positionen

47. Vgl. Nicole Colin, „Splendid isolation : biotopes créatifs à l'ombre du Mur“, in Nicole Colin, Corine Defrance, Ulrich Pfeil et al. (Hrsg.), *Le Mur de Berlin. Histoire – Mémoires – Représentations*, Brüssel, Peter Lang Verlag, 2016, S. 197-211.

48. Grätz, „Rückblicke“, S. 196.

und eröffnet auf diese Weise mikrohistorische Perspektiven für ein potenzielles deutsch-deutsches Narrativ, das sich vor allem auf gemeinsame Traditionen und Erfahrungen stützt. Die Ähnlichkeit der auf den ersten Blick grundverschiedenen Lebensstile in *Die Anderen* und *Böse Schafe* stehen dabei in deutlichem Kontrast zu den eigentlichen Themen von Erzählung und Roman – ‚Republikflucht‘ auf der einen Seite, Heroin-Welle und HIV-Krise auf der anderen –, die nicht nur spezifische, sondern geradezu emblematische Ost- bzw. West-Probleme darstellen. Katja Lange-Müller, die trotz ihrer Übersiedlung von einem staatlichen System ins andere, ihre Heimatstadt Berlin nie verlassen hat, besitzt als echte „Ureinwohnerin“⁴⁹ eine erhöhte Aufmerksamkeit für diese Gemeinsamkeiten – insbesondere was Mentalität und Stimmung der Stadt anbelangt. Es ließe sich diskutieren, ob die Autorin im Blick auf diese Sensibilität vielleicht selbst als eine Außenseiterin unter den übergesiedelten DDR-Autoren zu bezeichnen ist.

49. Entsprechend hat sie sich auch nie als Flüchtling definieren können, sondern bezeichnet sich vielmehr – zu Recht – als „Ureinwohnerin, vgl. N.N., „Schreiben“, S. 79.